

Warum psychoanalytische Familientherapie?

I.

Warum psychoanalytische Familientherapie? Ich will in meiner Antwort zunächst auf einige zeitgeschichtliche Veränderungen und dann auf weitere Aspekte des Themas eingehen.

Wenn man ein Buch mit dem Titel „Das Zeitalter der Nervosität“ findet, dann liegt die Vermutung nahe, ein solches Buch könne nur jemand aus der Welt der Psycho-Diskurse geschrieben haben. Tatsächlich aber hat sich ein Bielefelder Historiker, Joachim Radkau (1997), dieses Themas angenommen. Wie weit die Wirkungen der Psychotherapeutisierung unseres Alltagslebens reichen, erkennt man bei diesem Autor wie bei vielen anderen daran, daß er eine persönliche Motivierung für sein Thema voranstellt. Solche persönlichen Begründungen wären vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen, man wollte sachlich, objektiv sein; die eigene Person sollte hinter dem Thema zurückstehen. Radkaus Beschreibung seiner Beschäftigung mit dem Thema ist nun höchst interessant.

Er (S. 11 ff.) berichtet, er sei zu seiner Studie über unser Jahrhundert u.a. durch das Auffinden der Tagebücher seines Großvaters gekommen. Dieser Großvater hält nämlich in seinen Tagebüchern fest, er sei „nervös“ geworden, nachdem er während einer Reise ins Heilige Land um die Jahrhundertwende nach Alexandria gekommen sei und dieses Sündenbabel in ihm verwirrende sinnliche Erfahrungen geweckt habe. Der damals noch unverheiratete Mann gerät in allerlei Versuchungen und kämpft gegen sie an. Just so, wie Freud und Breuer es in den „Studien über Hysterie“ von 1895 beschrieben haben, ist es nicht diese Erfahrung selbst, die ihn „nervös“ gemacht habe, sondern es sei in ihm eine Erinnerung an ein früheres Ereignis geweckt worden, wie er einmal auf Rügen mit der Kutsche fuhr und die Kutscher zwei junge Mädchen mitgenommen haben - die Seelenruhe ist passé. Radkaus Großvater bekommt, nachdem er die Symptome der Nervosität - Herzklopfen, Schweißausbrüche, feuchte Hände und eine stetige Unruhe - bei sich bemerkt hatte, einen Termin bei dem berühmten Schweninger, Leibarzt Bismarcks. Dieser empfiehlt eine besondere Therapie: heiraten. Genau das wiederholt Freud, wenn er irgendwo notiert, die eigentlich normale Form, der Neurose zu entgehen, sei, eine Ehe einzugehen. Die unbefriedigten Sinne werden als Quelle der Nervosität identifiziert und man kann durchaus in dieser Beschreibung des Großvaters eine Bestätigung der Freudschen Idee sehen, daß es nicht Ereignisse selbst sind, die Nervosität produzieren, sondern deren Verarbeitung. Wie Freud es beschrieb, geschieht diese Verarbeitung hier auf dem Weg der „Assoziation“: Die Reise durch Alexandria wird mit einer anderen, Sinnlichkeit irritierend stimulierenden Erfahrung in Verbindung gebracht, also „assoziiert“.

Der Unterschied zu heute ist aber nicht zu übersehen. Wir sehen heute nicht nur, daß Befriedigung der Sinnlichkeit kein Therapeutikum mehr ist, statt der Sinnlichkeit ist der Sinn selbst nervös geworden. In diese Sphäre des nervösen Sinns sind auch die bislang Sinn garantierenden Institutionen wie Ehe und Familie hineingezogen. Ehe und Familie erscheinen nicht mehr als Lösung für unbefriedigte Sinne, sondern geradezu als Problemgeneratoren. Spätestens mit dem Buchtitel von Horst-Eberhard Richter „Patient Familie“ ist die Familie tatsächlich zum Patienten geworden, nämlich seit 1970.

Einer der in der familientherapeutischen Welt meistzitierten Autoren, Niklas Luhmann, formuliert die zu bewältigende Irritationsproduktion prägnant. Er schreibt:

„Die Erwartungen, die an Intimbeziehungen (Stichwort Liebesheirat) gerichtet werden, sind so stark gesteigert, weil man schließlich Motive braucht, sich darauf einzulassen, daß in den anschließenden Ehen ein erheblicher Therapiebedarf entsteht und es häufig zu Scheidungen und Neuversuchen kommt“ (1997, S. 802). Heirat und Ehe sind nicht mehr Therapie der Wahl, sondern werden irritiert als Orte der Irritationsproduktion wahrgenommen. Von dem in großväterlichen Zeiten noch empfohlenen Medikament sind Nebenwirkungen allzu gut bekannt.

Die Folgen des ehelich erzeugten Therapiebedarfs sind anhand verschiedener Statistiken, die auf die Scheidungsziffern Bezug nehmen, wohl bekannt. Ich habe dies ausführlich in meinem Buch „Dreiecksgeschichten“ deutlich gemacht. An der Frage, ob die Familie immer noch, wie Max Horkheimer meinte, die „Ahnung“ eines besseren Zustands“ in sich berge, oder ob sie eher die „Hölle“ sei, scheiden sich die Geister. Die öffentlichen Diskussionen darüber sind kontrovers. Aber Luhmann weist zurecht auf eine verschärfte Problematisierung hin: Gerade die gesteigerten Erwartungen an den Himmel auf Erden sind Problemproduzenten. Wir wissen mittlerweile zu gut, daß man sich mit der Hoffnung auf den Himmel tatsächlich die Hölle auf Erden bereiten kann. Ehe und Familie haben vielerlei Konkurrenten bekommen und die öffentliche Semantik bildet das, teilweise mit bizarren Wortneuschöpfungen ab. Wir haben Einelternfamilien, Scheidungsfamilien, Nachscheidungsfamilien, Single-Haushalte, Wohngemeinschaften der Alleinerziehenden und der „solo-fathers“, Rentner-Kommunen und vieles andere noch. Wir haben meisterliche Wortneuschöpfungen wie den „Lebensabschnittspartner“, die umstandslos zugestehen, daß unsere Lebensläufe nicht mehr in vorhersagbaren, standardisierten Bahnen verlaufen, sondern fragmentiert sind - aber wer wollte über all das nur klagen? Schließlich ist mit den so bezeichneten Konkurrenzen zum familialen Standardmodell auch die Möglichkeit

insbesondere für Frauen entstanden, aus unwürdigen ehelichen Zwängen auszusteigen und andere, Jüngere haben Wahlmöglichkeiten gewonnen. Damit können sie Erfahrungen insbesondere mit der Sinnlichkeit in einem Alter schon machen, als ihre Großeltern davon nicht einmal zu träumen wagten, sondern nur „nervös“ wurden. Unser Problem ist nicht mehr so sehr die Befriedigung, sondern die Wahl, denn wir können unsere Wahlen - der Lebensform wie der Lebensabschnittspartner - nicht mehr zureichend begründen, obwohl die Begründungsansprüche gestiegen sind.

II.

Neben diesen hier angedeuteten Veränderungen gibt es solche, an denen die Psychoanalyse direkt mitbeteiligt ist. Während Freud sein populärstes Buch noch als „Psychopathologie des Alltagslebens“ betitelte, haben wir es heute mit einer Psychopathologisierung des Alltagslebens zu tun. Psychoanalytische Deutungen haben sich universalisiert. Niemandem mehr sind Begriffe wie Verdrängung, das Unbewusste, Ödipus oder Fehlleistungen unbekannt; jeder weiß, daß es untergründige Verhaltensmotivierungen gibt und schon in den dreißiger Jahren mokierte sich Elias Canetti über die diesbezüglichen Party-Gesprächsthemen. Was damals noch Deutung war, ist heute Konversationsroutine. Ich will dafür ein Beispiel von vielen möglichen geben.

Der amerikanische Star-Autor John Updike hat ein Buch über „Ehepaare“ geschrieben. Die Story spielt in den 60er Jahren in einer kleinen amerikanischen Stadt an der Ostküste, man lernt verschiedene Paare kennen und es wird mit raffinierter ironischer Distanz dem Leser die Sinnlosigkeit eines Lebens auf den Leib gerückt, das sich nur mit Parties oder Tennis-Spielen zu füllen versucht und die dennoch nicht beseitigbare Leere durch Sexspielchen und Partnertausch kompensiert. Das Soziale scheint hier aus der Angst zu entstehen, dabei entdeckt zu werden. Piet, einer der Hauptakteure, erzeugt einen ziemlichen Schlamassel, als er eine der vielen Frauen, mit denen er Verhältnisse begann, geschwängert hatte und eine Abtreibung nötig wird; man zieht sich von ihm zurück, er vernachlässigt sich und verkommt etwas, aber der Glaube, er habe es auch weiter ständig mit den Frauen, erhält sich in seiner Umwelt. So kommt es zu einem Dialog, wo eine der ehemaligen Geliebten zu ihm sagt (S. 448): „Alle Welt ist davon überzeugt, daß du dir einen Stall voller Mädchen hältst.“ Und Piet antwortet: „Alle Welt irrt sich. Mich interessieren bloß verheiratete Frauen. Die erinnern mich an meine Mutter.“ So offen also kann man seine ödipale Fixierung gestehen.

Piets Frau hingegen, der Seitensprünge ihres Ehemannes überdrüssig, macht eine Psychotherapie - mit der Folge einer Scheidung. Sie löst sich aus für sie unerträglichen Verhältnissen, aber was ihre Emanzipation ist, hat dramatische Folgen für die gemeinsamen Kinder. Man kann also nicht behaupten, Psychotherapie sei ein wirkungsloses Unternehmen; aber anders als es die gegenwärtigen Versuche, die Psychotherapie in ein instrumentelles Korsett zu zwängen, wollen, kann Psychoanalyse ihre Erfolge nicht deterministisch vorhersagen; sie kann Entwicklungen anregen. Wenn wir die Geschichte von Piet und seiner Frau exemplarisch für die gegenwärtige Zeit lesen, dann können wir sehen, daß es schon wünschenswert gewesen wäre, wenn Piet und seine Familie einige gemeinsame familientherapeutische Sitzungen hätten haben können - gerade die erfolgreiche Therapie eines Einzelnen schafft manchmal Schwierigkeiten für andere, die mit ins Kalkül gezogen werden sollten. Und hier hat man eine Begründung für Familientherapie. Aber warum psychoanalytisch?

III.

Die Folgen familiärer Kriege, von Scheidungen, Vernachlässigung und Mißbrauch bekommen Psychoanalytiker natürlich in ihrer Praxis zu sehen und zu hören. Sie kommen dabei manchmal zu Befunden, die von denen der Familientherapeuten nicht weit entfernt sind. Christopher Bollas, ein Psychoanalytiker der unabhängigen englischen „middle-group“, macht in seinem Buch „Der Schatten des Objekts“ (1997) sehr erhellende Bemerkungen. Er beschreibt Eltern als „Verwandlungsobjekte“; sie haben eine Verwandlungsfunktion. Sie entlasten das Kind von Spannungszuständen, beruhigen es und bewahren Erinnerungen auf. Aber sie können auch in dieser Funktion versagen. „Zu den Hauptzielen eines jeden Kindes“, schreibt Bollas (1997, S. 141) „gehört es, von den Eltern psychisch besetzt zu werden, selbst wenn das heißen sollte, zu einem verlässlichen negativen Selbstobjekt für sie zu werden. Denn die eigentliche Angst des Kindes ist, man könne ihm keinerlei Beachtung schenken, als sei es tot.“ Die kindliche Erlebnisverarbeitung ist eines der exquisiten Themen der Psychoanalyse gewesen; sie kann hier Priorität beanspruchen und hat ein ungemein differenziertes klinisches Wissen darüber zusammengetragen. Dies bezieht sich vorallem darauf, wie „tote Kinder“, wenn sie denn je die Hilfe eines Psychoanalytikers finden, wieder lebendig werden können - Sie sehen, ich verwende den Ausdruck von Bollas in einem metaphorischen Sinne. Der Psychoanalytiker Bollas geht aber noch mehr Schritte in die familientherapeutische Richtung: „Ein Kind entwickelt meiner Ansicht nach“, schreibt Bollas (S. 126), einen Fixierungspunkt nie aus sich allein heraus, vielmehr muß man von einem Stockungs- und Fixierungspunkt der Familie sprechen“. Solche Sätze erfreuen einen Familientherapeuten, der zugleich Psychoanalytiker ist, denn die familientherapeutische und die psychoanalytische Erfahrung konvergieren hier in konfliktfreier Weise. Nimmt man hinzu, daß andere Psychoanalytiker bei der Behandlung von schwerer gestörten Patienten dazu raten, auch einmal die Angehörigen zu einem Gespräch zu sehen, denn was Borderline-Patienten an Schrecknissen und Mystifizierungen über ihre Herkunftsfamilie berichten sei keineswegs nur äußerer Ausdruck bloß „innerer“ Objekte, sondern brutale familiäre Wirklichkeit, dann läßt sich die psychoanalytische Bewegung sehen. Psychoanalytiker verschließen sich nicht unbedingt sozialen Erfahrungen, wie man sie in Familien machen kann; vielmehr stellen sie sich ihnen.

IV.

Ich will Ihnen nun zum Thema der familiären Fixierungspunkte ein Beispiel schildern, das ich vor vielen Jahren als Leiter einer ambulanten Familienberatungsstelle geführt habe. Es handelt sich um ein neunjähriges Mädchen, die stotternde Sabine, die mit ihrer Familie vom Lehrer geschickt worden ist. Der Grund, der die Familie in die Beratungsstelle führte, hat also etwas mit dem Sprechen und dessen Organ, dem Mund, zu tun. Mir begegnet eine sich äußerst harmonisch, problemfrei gebende fassadenhafte Fernsehfamilie. Alle lächeln sich ständig gegenseitig an. Sabine wird gebraucht als umstrittene Bundesgenossin zwischen den Eltern, erkennbar an einem bestehenden Interaktionsmuster. Die Mutter legt ihr bestimmte Äußerungen, die sie getan haben soll, in den Mund, z.B. daß sie gerne in die Beratungsstelle habe gehen wollen. Noch bevor Sabine antworten kann, meint der Vater zu Sabine gewandt: „Aber du hast doch auch gesagt, du hättest gerne heute nachmittag gespielt“. Sabine antwortet nicht, kann ja eigentlich auch nicht antworten, sondern lächelt mit blendend weißen Zähnen beide Eltern an, lediglich ihre Augen, zwischen Vater und Mutter hin und her wandernd, verraten ihren Konflikt. Faßt man das Stottern als eine Störung auf, bei der man unmöglicherweise versucht, gleichzeitig zwei gegenläufigen Impulsen zu folgen, dann kann man hier schon erkennen, wie das Stottern familiärer produziert wird. Nicht alle Kinder in der Rolle eines umstrittenen Bundesgenossen jedoch beginnen zu stottern; hier kommt eine Fixierung ans Sprechen und an den Mund hinzu: die Mutter ist Zahnärztin, der Vater muß beruflich oft Vorträge für Reisefachleute halten. Alle Familienmitglieder haben es also mit dem Sprechen oder dem Mund zu tun.

Beiläufig wird erwähnt, daß Sabine Einzelkind sei, und als Beleg für die familiäre Harmonie wird angefügt, daß Sabine sogar oft nachts in das elterliche Bett auf die "Besucherritze" kommt und ihre Stofftiere mitbringt. Sie sei immer ein ganz unkompliziertes Kind gewesen, habe keine Trotzphasen gehabt, die Mutter bezeichnet sie wörtlich als "pflegeleicht". Im weiteren Gespräch besteht der Vater zweckorientiert immer wieder darauf, der Therapeut solle mehr fragen, um Sabine besser, "zielgerichteter" helfen zu können. Die Mutter öffnet sich ein wenig und erzählt gedrückt, sie könne aus medizinischen Gründen keine weiteren Kinder mehr bekommen. Sie habe Sabine schon früher erklärt, der Arzt habe gesagt, sie könne dann sterben. Darin steckt auch eine angstmotivierte Erwartung, daß Sabine also die Mutter schonen müsse und nicht beanspruchen dürfe. Aber, lächelt sie über ihre Traurigkeit hinweg, sie habe ja Sabine. Keine weiteren Kinder bekommen zu können, gibt dieser Mutter offenbar ein arg schlechtes Selbstwertgefühl. So freue sie sich, wenn sie, die doch eine schlechte Pädagogin sei, dennoch mal mit der Lehrerin bezüglich der Hausaufgaben usw. übereinstimme. Hier wird Sabine munter und gibt der Mutter und dem Vater Noten als Pädagogen: die Mutter bekommt eine Drei, denn sie ist die schlechtere Pädagogin als der Vater, der erhält eine Zwei. Sabine gibt die Noten. Wenn auch spielerisch, übt sie doch die Autorität. Sie regelt in gewisser Weise die pädagogische Selbstachtung der Eltern - und darin übt sie eine quasi-therapeutische Aufgabe. Solche Erfahrungen haben mich zu der Annahme geführt (Buchholz 1985, 1995), daß Kinder nicht nur „Objekte“ oder „Selbstobjekte“ der Eltern sind, sondern ihrerseits eine Art naturwüchsiger therapeutischer Verwandlungsfunktion für ihre Eltern übernehmen; sie versuchen mit ihren Mitteln, Eltern aus deren Fixierung zu lösen, leider nicht immer erfolgreich. Aber es hilft, die Kinder als so kompetent zu betrachten wie das die „baby-watcher“ längst tun (Dornes 1993) und sich an deren Hilfeversuchen für die Eltern zu orientieren.

Ich bringe das Gespräch auf die Rolle Sabines als Einzelkind zurück, und der Vater meint: "Naja, das gleicht schon einem Problemchen." Man müsse sich nur mal vorstellen, Sabine stoße etwas zu. "Sehen Sie nur", sagt er, "denn eins minus eins ist null." Das wirkt wie ein Schock, gerade weil er es so nüchtern sagt. Auf ihm lastet das Beziehungsmuster seiner Familie, mehrere Kinder zu haben und nun geht das mit seiner Frau nicht. Ich spüre, welche Angst ihm der Gedanke „eins minus eins ist null“ macht und daß er so distanziert davon sprechen muß, weil er schon den Gedanken kaum erträgt.

Aber erstaunlich ist nun, daß sich die Mutter ähnlich äußert, offen darüber spricht, daß es eine ständige Besorgtheit gibt, Sabine könne etwas zustoßen. Ein Unfall, gar ihr Tod, ist anscheinend ständig präsent. Und ein denkbarer „Ersatz“ für Sabine, der als Thema anscheinend ebenfalls in der Luft liegt, würde, so die ärztliche Mitteilung, die Mutter das Leben kosten. Ich frage mich, ob Sabine sich fragt, wieviel sie bereits die Eltern „gekostet“ habe? Sabine, die eben etwas munterer werden wollte, erstarrt in ihrem Lächeln. Die gemeinsam geteilte unbewußte Phantasie dieser Familie könnte man so formulieren: "sich aussprechen, den Mund aufmachen, also frei und ungehemmt in Beziehung zueinander treten, bedeutet, sich zu töten". Sie wird durch die Harmoniefassade und den Helfer-Mythos abgewehrt, verbindet aber zugleich die Familie. Sie übt hier die synthetische Funktion aus.

Ich äußere der Familie nun gegenüber, daß ich den Eindruck tiefer innerer Verbundenheit zwischen allen spüre, der so weit geht, daß sie ganz ähnlich sein wollten, wie man an der gemeinsamen Art zu lächeln sehen könne. Das Lächeln bringe aber auch zum Ausdruck, daß die Familie sich im Positiven verbinden wollte. Der Vater unterbricht mich fast grob: so sei es. Schließlich habe „es ja auch gar keinen Sinn“, sagt er, „über Blut und Leichen, Tod und Mord und all das zu reden“. Ich erkläre weiter, daß alle das Negative offenbar auch spürten und sich darüber hinweghelfen wollten. Der Vater wolle Sabine helfen durch zielgerichtete Gespräche, die Mutter hier, indem sie eine gute Pädagogin sein wolle, aber Sabine helfe auch den Eltern, indem sie manchmal zu ihnen ins Bett komme, um zu trösten und getröstet zu werden, aber sicher auch, um zu zeigen, daß sie noch da sei. Hier fügt die Mutter ein, ja, Sabine sei "so etwas wie die Krankenschwester in der Familie". Diese schöne Metapher erhellt, daß Sabine hilft, aber wir sehen auch das andere Muster: Wenn Sabine als Krankenschwester gebraucht wird, dann gibt es ja auch im metaphorischen Sinne „Kranke“. Sie „pflegt“ sozusagen die Verletzungen der Eltern.

Und als die Mutter so von Sabines Rolle als Krankenschwester sprach, deutete ich, vielleicht sei es manchmal für Sabine schwer, *beiden Eltern zugleich* zu helfen.

Hier beginnt Sabine bitterlich zu weinen, die Mutter reicht ihr ein Taschentuch und erzählt, daß Sabine in der vergangenen Nacht erneut zu den Eltern ins Schlafzimmer gekommen sei. Daran kann sich Sabine zuerst nicht erinnern. Die Familie schweigt, und dann fällt Sabine ein, sie habe nämlich geträumt, daß sie vor einem Schrank im Flur stehe, den habe sie aufgemacht, und darin sei der Vater gewesen, und der sei ganz kaputt. Jetzt ist die Mutter in Panik. Sie habe nämlich immer geglaubt, zu helfen sei "Sabines Wesen", aber jetzt? Vielleicht überfordere man sie ja viel zu sehr. Sie schweigt betroffen, beide Eltern spüren, in welcher Weise sie Sabine gebraucht haben; zwar ist Sabine durch meine Deutung aus einer aktuellen Einbindung als umstrittene Bundesgenossin befreit und dann tauchen typischerweise Träume auf - aber für welche elterlichen Verletzungen ist sie Krankenschwester? Auf Seiten der Mutter liegen die Dinge einfach; die Mutter hat Angst zu sterben, wenn sie sich nicht schonte und weitere Kinder bekäme. Sabines Traum gibt einen Hinweis auf den Vater und zugleich ist er, dadurch, daß er in Anwesenheit des Vaters erzählt wird, ein mächtiger Anstoßgeber für den Vater. Sabines Traum, so möchte ich prägnant sagen, bedarf keiner Deutung; er ist selbst schon eine Deutung der väterlichen Fixierung.

Der Vater nimmt den Anstoß auf. Vielleicht meint er, sei wirklich etwas in ihm kaputt. Er ist nämlich der Älteste von mehreren weiteren Geschwistern. Als er 9 Jahre alt war, mußte er auf den 5-Jährigen Bruder aufpassen. Der Kleine spielte auf der Straße, lief einem Ball hinterher und wurde von einem vorbeifahrenden Auto erfaßt. Er starb im Krankenhaus. Der Vater bringt die Geschichte kaum heraus, stockt, unterdrückt die Tränen, stockt und - stottert schließlich. Schließlich löst sich sein Krampf in einem erschütternden Weinen und Sabine fragt ihn, als er sich wieder gefangen hat, ob ihn denn nie jemand getröstet habe? „Nie! Das ist es ja gerade“, ist die gepreßte Antwort. Er habe es nie verwunden und wisse bis heute nicht, ob er eigentlich von seiner Familie für schuldig gehalten werde.

V.

Sie können sich vorstellen, daß damit ein zentrales Thema für die weiteren Familiengespräche gefunden war, aber ich will hier zum Stichwort der familiären Fixierungen zurückkehren. Man könnte ja sagen, der Vater hat eine Übertragung auf seine Tochter, die diese in der tröstenden Krankenschwesternrolle fixiert hat. Aber dann ist die Übertragung ja gerade nicht Wiederholung, denn genau das hatte er nicht. Ich definiere die Übertragung deshalb einfach und schlicht, aber doppeldeutig so, indem ich sage: die Übertragung ist eine gebrauchte Beziehung. Die Übertragung auf die eigenen Kinder fixiert diese an jener Stelle, wo sie gebraucht werden. Die Übertragung auf den Analytiker fixiert diesen dort, wo er gebraucht wird. Der Unterschied zwischen dem Kind und dem Analytiker ist der, daß der Analytiker sie eben analysiert, aber das Gebrauchtwerden dabei nicht überflüssig macht. Auch die Analyse nämlich wird gebraucht.

Wir können hier etwas sehr Wichtiges sehen. Zum einen sind bestimmte Themen aus dem familientherapeutischen Diskurs seltsamerweise wie verdrängt und werden nur mühsam eingeholt. Das betrifft die gemeinsame Fixiertheit, das betrifft die Traumerzählung in der Familientherapie (Buchholz 1988), das betrifft aber auch die Rolle der Affekte. Hier wird der Nachholbedarf auf Seiten der nicht-psychoanalytischen Familientherapeuten bemerkt und für Abhilfe gesorgt; meine Mitherausgeber der Zeitschrift „System Familie“, Rosemarie Welter-Enderlin und Bruno Hildenbrand wurden hier initiativ und haben einen wundervollen Kongreß in Zürich im März 1997 dazu organisiert.

Aber wir können auch Veränderungen innerhalb der *psa*. Auffassungen sehen. Ich habe Sabines Traum als eine Deutung bezeichnet. Das ist ungefähr so wie in einer anderen Geschichte: Melanie Klein deutete - wie es ihrem Konzept entsprach - einem kleinen Jungen alles, was er während der Behandlungsstunde bei ihr tat, als seinen unbewußten Wunsch, er wolle mit ihr sexuell verkehren. In der 5. Sitzung berichtete der Junge einen Traum: er hatte von jemandem geträumt, der es als seine Aufgabe ansah, die Welt mittels bestimmter Formeln zum Frieden zu bekehren. Melanie Klein hat auch diesen Traum mit ihren Formeln gedeutet, aber John Gedo (1986), Psychoanalytiker aus Chicago, kommt auf diese alte Geschichte zu sprechen und bemerkt trocken, dieser Traum bringe wohl deutlich die Wahrnehmung des Jungen von abgewehrten Selbstanteilen seiner Therapeutin zum Ausdruck. Das ist einerseits eine schöne Illustration, wie sich die Psychoanalyse lernfähig erhält, andererseits zeigt sie uns die neue Auffassung, daß sogar Träume etwas mit Interaktion, mit menschlichen Beziehungen, mit dem Sozialen zu tun haben. Die Psychoanalyse interessiert sich für Verarbeitungen sozialer, interaktiver Erfahrungen, die bis in die Tiefe der Traumverarbeitung reichen. Der Traum wandelt Ereignisse in Erlebnisse um und gibt ihnen seelischen Gehalt. Die Kluft zwischen dem Psychischen und dem Sozialen ist weit weniger scharf als bislang angenommen, so, wie sich auch die Grabenkämpfe zwischen psychoanalytischen Einzel- und Familientherapeuten und den „Systemikern“ längst überflüssig gemacht haben. Man kann wieder voneinander lernen.

VI.

Aber es gibt eine Dimension des Sozialen, auf die ich schon zu sprechen gekommen bin: den Wandel der Familienformen. Hier möchte ich direkt fordern, daß psychoanalytische Familientherapeuten sich Gedanken darüber machen, wie sie Alternativen zum konventionellen familiären Standard-Modell unterstützen können, denn der dort erzeugte Therapiebedarf, von dem Luhmann sprach, ist ja nicht zu übersehen. Aber übersehen sollte

man auch nicht, daß diejenigen, die Alternativen erproben, ihrerseits ans Standardmodell fixiert sind und die Hilfe der Analyse zur Lösung aus solchen Fixierungen gut gebrauchen können. Dann könnten auch Versuche mit alternativen Lebensformen vielleicht erfolgreicher verlaufen.

Ich will Ihnen auch dazu ein Beispiel aus einem Gespräch mit einem Vertreter jenes Familientyps nennen, die ich einmal als „Anti-Familie-Familien“ bezeichnet habe.

Es handelt sich im folgenden um das dritte Gespräch mit Herrn L. und Frau K., beide Mitte 30, die eine gemeinsame 7-jährige Tochter Hilke haben. Herr L. und Frau K. sind nicht verheiratet, sie lebten seit Hilkes Geburt zusammen in einer Landkommune; seit einem knappen Jahr haben sie sich getrennt, Hilke ist mit ihrer Mutter in eine gemeinsame Wohnung in ein nahegelegenes Dorf gezogen, während Herr L. am alten Ort wohnen blieb. Hilke läßt sich seit dieser Zeit nichts mehr sagen, sie terrorisiere beide Eltern und diese können sich nicht auf Absprachen, die Alltagsregelungen von Hilke betreffend, einigen.

Der Vater berichtet eine charakteristische Szene:

Vater: Gestern hab ich Hilke nach der Schule zu Lene (Frau K., der Mutter von Hilke) gebracht, Lene hat zu der Zeit noch gearbeitet. Hilke und ich wollten dann schwimmen gehen, und ich bin runter gegangen ans Auto, um was zu richten, und als ich wieder rauf kam, hatte Hilke die Tür zugeworfen, und ich konnte nicht mehr rein. Ich hab halt keinen eigenen Schlüssel für Lenes Wohnung.

Herr L. schildert hier eine dramatische Szene aus dem familialen Alltag, die sich am Vortag mit seiner Tochter ergab. Neben einem ersten Widerspruch - er bringt Hilke zu deren Mutter Lene, obwohl die gar nicht zu Hause ist, um dann mit Hilke schwimmen zu gehen - fällt eine andere Unstimmigkeit auf: Seine Erklärung, er habe keinen eigenen Schlüssel, erstaunt nicht nur deshalb, weil sie im Tonfall zurückgenommen und bescheiden gemacht wird, sondern weil sie als eine "Erklärung" abgegeben wird. Wofür besteht hier ein Erklärungsbedarf?

Hilke hat die Tür zugemacht und er konnte nicht rein. Die soziologische Dimension dieser Szene wird erkennbar, wenn man sich auf einer Art Kontrastfolie vorzustellen versucht, ein autoritärer Vater hätte diese Szene noch in den 60er Jahren berichtet; er hätte nicht erklärt, keinen Schlüssel zu besitzen, sondern hätte eine mehr oder weniger lautstarke Auseinandersetzung mit seiner Tochter begonnen. Statt dessen wird hier der Konflikt einvernehmlich zu regeln versucht; der Preis für den Konsens allerdings ist der Erklärungsdruck des Vaters. Es ist, als wolle der Vater sagen: wenn er den Schlüssel gehabt hätte, wäre das Problem leicht zu lösen gewesen. Zwang zum Konsens heute, wo damals autoritäre Bestimmung gewesen wäre. Die angesprochenen Veränderungen etwa zu der Zeit von Radkaus Großvater, sind nicht nur äußerlich, sondern werden intern verhandelt.

Aber: warum erzählt er die Geschichte dem Therapeuten? Hier äußert sich eine unausgesprochene Erwartung: daß der *Therapeut* Hilke zur Rede stellen soll - natürlich "therapeutisch", also wiederum konsensorientiert. Dazu bräuchte allerdings der Therapeut den "Schlüssel" - und man kann sehen, daß diesem eine Bedeutung als "Erlebnissymbol" zukommt, die sich erst noch herauschälen muß. Achten wir auf die nun stattfindenden Bedeutungsselektionen.

Die Mutter fährt fort:

Mutter: Hilke hat es mir am Abend erzählt, und daß sie dann den Vater nach 'ner halben Stunde wieder rein gelassen hat. Es kommt ja auch drauf an, wie man das jemandem sagt; Reinhart (Herr L.) ist ja auch sonst sehr unaufmerksam, beim Essen oder so, da hab ich auch Schwierigkeiten mit.

Vater: Das Problem ist halt, ich kann da das Hausrecht nicht ausüben.

Die Mutter gibt hier eine gewisse Zwiespältigkeit zu erkennen, auch sie will den Konflikt konsensuell regeln und schlägt deshalb eine psychologisierende Deutungsmöglichkeit vor: Es könnte sein, daß Hilkes Verhalten eine Reaktion auf die *im allgemeinen* "unaufmerksame" Art des Vaters ist. Diese "Art" soll nun erklären, weshalb er überhaupt in diese Situation geraten ist. Gerade die Psychopathologisierung schiebt dem Vater allerdings den "schwarzen Peter" zu; sie ist ein Angriff gegen ihn, auf den er mit Verweis auf das Hausrecht reagiert. Das Hausrecht in der Wohnung seiner Ex-Freundin zu besitzen wäre, so eine erste Bedeutungsschicht des Erlebnissymbols, Zeichen für den Schlüsselbesitz. Er ist aber auch zugleich Indikator für ein ungelöstes institutionelles Problem, auf das der Vater aufmerksam machte: das Hausrecht.

Jetzt fangen wir an zu spüren, daß dieser richtige Hinweis auf die problematische juristische Seite ihrer Beziehung hier in einer Weise verwendet wird, die eher Fragen aufwirft. Der Vater bietet eine quasi-juristische Deutung der Situation an, aber sie überzeugt nicht ganz. Er, der eine alternative Lebensform abgekoppelt von institutionellen Vorgaben gewählt hat, besteht auf der Ausstattung mit formalen, institutionalisierten Rollenmerkmalen des Rechtssystems - das ist ein merkwürdiger Widerspruch. Es bestätigt sich, daß der "Schlüssel" nicht nur eine konkret-reale, sondern auch eine symbolische Bedeutung hat. Hinter dem Problem mit der Alltagsregelung muß sich noch eine andere Bedeutung verbergen; die Lösung des "institutionellen" Problems, der Besuchsregelung und der väterlichen Rechte, ist fixiert, solange an ihm noch eine andere Bedeutung mit abgehandelt wird.

Die Mutter berichtet nun, daß Hilke sich auch bei ihr schon öfter in ihr Zimmer eingeschlossen hat und sagt dann:

Mutter: Hilke, daß du dich verschliesst, ist doch im Grunde erst, seit wir in der neuen Wohnung wohnen.

Hilke: Sei still! Du hast mich doch gestern nicht abholen wollen, weil du dann mit Reinharts Arbeitskollegen zusammengetroffen wärst nach dem Schwimmbad.

Mutter: Ja, das stimmt, ich hab immer das Gefühl, daß Du Dich meiner schämst, Reinhart, vor Deinen Arbeitskollegen. Was ich nie verstanden habe.

Vater: Schämen ist nicht das richtige Wort, wir fangen halt immer gleich Streit an.

Therapeut: Es scheint so zu sein, daß immer einer ausgeschlossen sein muß; diesmal sind Sie, Frau K., anscheinend aus der Beziehung zu den Arbeitskollegen ausgeschlossen. Umgekehrt war es hier so, daß Mutter und Tochter zusammen sind und Sie, Herr L., kommen nicht rein.

Die vom Vater einleitend berichtete dramatische Szene war keineswegs ein einmaliges Ereignis, Hilke verschliesst sich öfter; und gleichzeitig wird damit eine neue Deutung angeboten: Hilke schliesst nicht den Vater aus, sie schliesst sich ein. Hilke reagiert mit einer Enthüllung der Motive der Mutter, die nicht erleben möchte, daß Reinhart sich ihrer schämt. Hier hat die Mutter sich verschlossen und wir erfahren sogleich, daß Reinhart sich seinerseits vor ihr verschließt, weil er den Streit vor seinen Arbeitskollegen fürchtet. Dieses in den verschiedenen Szenen strukturell identische Moment des gegenseitigen Ausschließens hebe ich in meiner ersten therapeutischen Deutung heraus.

Darauf nun reagiert Hilke, indem sie mir ein Bild überreicht, daß sie auf einem kleinen mitgebrachten Block während der Stunde gemalt hat und dazu sagt:

Hilke: Da staunt jemand Bauklötze (lacht und läuft wieder auf ihren Platz).

Mutter: Ja, Reinhart, Du warst so oft so unaufmerksam, und immer dieses Fluchtverhalten, kaum kam mal 'n bißchen Spannung irgendwie auf, hast du gleich Hasch geraucht. Pfeife, ab hinter den Schleier. Immer war unser Kontakt damit unterbrochen.

Vater: Du hast das doch gar nicht mitgekriegt, wenn ich geraucht hab.

Mutter: Ich wußte nie, ist er für mich erreichbar oder nicht?

Therapeut: Ist die Tür zu oder nicht? Reinhart, Sie scheinen sich manchmal so hinter den Schleier zurückzuziehen und dann haben Sie, Frau K., keinen Schlüssel.

Mutter: Ja, genau.

(kurzes Schweigen).

Wir können hier zweierlei sehen:

1. "Sich-Verschliessen" ist eine Art Überschrift für die Beziehungen innerhalb der Familie.
2. Das, was anfangs auf einer konkret-realen, den institutionellen Konflikt auszeichnenden Ebene sich abspielte, bekommt *auch in der Wahrnehmung der Familienmitglieder* eine symbolische Bedeutung.

Nach einem gewissen Schweigen überreicht Hilke mir ein neues Bild und erlaubt mir, vorzulesen, was sie darauf geschrieben hat:

Therapeut: Hilke meint, da sei etwas, was den Vater böse macht.

Vater: Wir haben uns immer wieder gefragt, ob es möglich sein würde ein gemeinsames Sorgerecht...und ich hab Dich immer wieder gebeten, Dich auch mal in meine Lage...(schweigt).

Therapeut: Was Sie böse macht, scheint's, ist, daß Sie Vater sind, aber sich als Vater nicht so richtig berechtigt fühlen.

Vater: Ach, das ist ein altes Problem. Meine Mutter ist vor einem Jahr gestorben¹, sie hatte einen Herzfehler und war immer viel im Krankenhaus, und da war schon immer bei uns 'ne andere Frau im Haus, die die Wäsche machte und so. Und mein Vater war eigentlich Bäcker, und wir waren aber vier Kinder und hatten nie Geld, und da kam er immer abends, machte das Abendessen und verschwand dann noch mal zu 'ner anderen Arbeit. Als Kind hab ich ihn halt kaum kennengelernt. Ich war auch oft bei so'ner Tante.

Mutter: Das möchte ich auch mal sagen: Mit der Beziehung zu Deinem Vater war ich auch nie einverstanden, die war einfach unangemessen.

Vater: Naja, er hatte sehr viele Schwierigkeiten, den Tod meiner Mutter zu verdauen, und da hat er sich sehr allein immer gefühlt, er war gerade berentet worden und hätte endlich Zeit gehabt für seine Frau, und da starb die. Und er hatte überhaupt keine Kontakte bei uns im Dorf, die hatte immer meine Mutter so gemacht. Er war halt aus der DDR gekommen² ins Dorf meiner Mutter und jetzt war er allein, und ich hab ihm da halt im wesentlichen zugehört, ihm mal die Wäsche gemacht und war halt zwei- bis dreimal die Woche bei ihm abends ... ich war halt doppelt behängt, hier und dort, aber die Beziehung zu meinem Vater war mir halt sehr wichtig. Ich hatte früher immer schwere Autoritätsprobleme mit ihm, bin mit 16 Jahren von zu Hause weg und jetzt so seine Schwäche erleben...

¹ Also zum Zeitpunkt der Trennung der Partner !

² Schon in den 50er Jahren.

Therapeut: Ja, und jetzt haben Sie ihn so umsorgt, so wie damals diese andere Frau, und es scheint, daß Sie nicht so sehr den Platz des Sohnes, sondern eigentlich mehr den Platz der Mutter ihm gegenüber eingenommen haben, Sie helfen ihm so gegen die Einsamkeit ... zu Hause scheint die Mutter mehr die Türen auf- und zugemacht zu haben, die hatte den Schlüssel, knüpfte die Kontakte.

Vater: Jaa, das stimmt irgendwie ... der Schlüssel, das ist irgendwie das Väterliche (lacht) mein Vater hatte auch nie einen bei sich...

Hilke: Guck mal, Herr Buchholz!

(Hilke spielt am Puppentheater König und Königin).

Der "Schlüssel" ist das Symbol des Väterlichen, aber ich glaube, der Weg, auf dem dies erfahrbar wird, ist doch aufschlußreich. Nicht der therapeutische Interpret weiß das von vorneherein, sondern diese Bedeutung erschließt sich dialogisch.

Zudem ist der Zusammenhang zweier "life events" deutlich geworden: die Datierung des Konflikts mit Hilke fällt zeitlich mit dem Tod von Herrn L.s Mutter zusammen. Herr L. hat hier nicht nur einen Konflikt zwischen zwei Loyalitäten zu bewältigen, sondern er ersetzt dem Vater die Mutter - und das hat auch eine soziologisch relevante Komponente. Da er in späteren Sitzungen davon spricht, daß er sich beim Zuhören gegenüber dem Vater tatsächlich irgendwie weich und eher weiblich empfunden habe, kann man sehen, wie seine negativ-ödipale Fixierung ins Zentrum des Dialogs gerät; sein Selbstkonzept verändert sich, und da ihm in seiner neuen Familie gleichsam die traditionellen institutionellen Stützen fehlen, um sich als Mann zu fühlen, bringt er dies defiziente Selbstgefühl in seiner ersten Äußerung zum Ausdruck: Er hat den Schlüssel nicht und er erwartet ihn von einer Institution, wie etwa dem Rechtssystem - ersatzweise vom Therapeuten.

Damit will ich selbstverständlich nicht sagen, daß man sich nur mit traditionellen institutionellen Stützen als Mann fühlen kann, aber die moderne Frage, welche Identitätsentwürfe aus der Identifizierung mit den eigenen Eltern noch tragen und welche einer Änderung bedürfen, um den eigenen und neuen Ansprüchen an die Legitimität zu entsprechen, ist hier in einer unbewußten Verankerung zu sehen. In der Familie seiner Herkunft verhält er sich gemäß der alten Liebesmetapher, wonach Liebe zur Aufopferung verpflichtet - hier dem Vater gegenüber und in der unbewußten Bedeutung einer Identifizierung mit seiner Mutter. Diese Liebesmetapher allerdings kollidierte mit der in seiner alternativen Familie. Hier erscheint Liebe ja als zu bewältigende Problemmenge. Ich leite daraus die allgemeine Frage ab: Kann, wenn von "Beziehung" statt von Liebe gesprochen wird, dies zu mehr Freiheitsgraden beitragen?

VII.

Ich komme zum Schluß. Psychoanalytische Familientherapie wird gebraucht, um höchst relevante Themen wie den Traum, die Phantasie und die symbolische Erlebnisverarbeitung im familientherapeutischen Diskurs lebendig zu erhalten. Sie wird praktisch gebraucht, um Familien bei der Lösung aus ihren Fixierungen zu helfen und dies insbesondere bei jenen Familien, die Alternativen zum Standardmodell erproben. Sie wird besonders gebraucht, wenn gerade der Erfolg einer Einzeltherapie Folgen für Dritte, insbesondere für Kinder nach sich zöge. Psychoanalytische Familientherapie kann ihren Beitrag zur Erhellung des sozialen Wandels aus der Binnenperspektive erlebender Menschen beitragen und sie sollte dies getrost mutiger noch tun. Dies berührt insbesondere die mehrgenerationale Weitergabe, ein Thema, dem sich Radkau mit dem Hinweis auf seinen Großvater schon gestellt hatte.

Moderne Menschen sind in ihren Beziehungsthematisierungen auch dadurch gekennzeichnet, daß sie etwas resigniert die Liebe nicht mehr als Leidenschaft, sondern eher als Problem wahrnehmen. Jugendliche schon können aus Lektüre und Schulunterricht wissen, auf welche Probleme sie sich bei ihren ersten Versuchen einlassen und daß sie gewissermaßen nur nacharbeiten, was die andern schon erfahren und beschrieben haben. Mütter können aus allerlei Journalen wissen, was sie beim Stillen ihres Säuglings erleben, Väter, was „Vaterwerden“ bedeutet. Über Liebe wird wenig im Sinn einer Passion, eines leidenschaftlichen Erlebens gesprochen; die Liebe wird von der "Beziehungs"-Metapher ersetzt wird, und das schließt ein, über Liebe vor allem als "Problem" zu reden.

Aber ich wollte auch deutlich machen, daß psychoanalytische Familientherapeuten sich ihrerseits mit den institutionellen Problemen modernen Familienlebens auseinandersetzen müssen. Die Familie hat traditionellerweise immer auf zwei Beinen gestanden: Einerseits rechtliche codifizierte Form als Vertragsgemeinschaft; andererseits war sie erst möglich, als sich die freie Liebeswahl von Partnern über Standesgrenzen hinweg historisch durchgesetzt hatte. Wo die institutionelle Form überwiegt, haben wir es mit der Langeweile des Immergleichen, mit formalisierten Alltagsroutinen zu tun; wo die freie Liebe überwiegt, müssen u.U. Probleme bewältigt werden, für die institutionelle Verfahrensweisen neu erfunden werden müssen. Gerade alternativ Lebende erfahren dann das Paradoxon, daß sie noch im Dissens einer Trennung intensiv auf den Konsens angewiesen sind. Und manchmal bezahlen die Kinder die Zeche eines Liebeshandels, an dem sie nicht einmal beteiligt gewesen sind. Hier klingen ethische Fragen an.

Die beiden Beine der Familie so wieder in die Balance zu bringen, daß ein aufrechter Gang möglich wird, sehe ich als Hauptziel einer psychoanalytischen Familientherapie an. Dann muß die vielberufene Individualisierung nicht in Isolierung enden, sondern kann als Chance zur Personalisierung genutzt und therapeutisch unterstützt werden.

Und Liebe und Sexualität könnten wieder als das wahrgenommen werden, was sie sind: eine nach wie vor unbewältigte, aber nach wie vor vitalisierende Irritation.